

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

An den Ufern des Rheins vom Bodensee bis zu den Niederlanden

Wolf, German

Leipzig, [ca. 1900]

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-253827](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253827)

denn während die gerade Entfernung von Trier bis Koblenz etwa 100 km beträgt, umfasst zwischen beiden Stützen die Linie an den Ufern des Flusses 182 km, von Metz bis Koblenz 304 km. Die meisten der Krümmungen sind sehr kurz, und fast immer kehrt der Fluss, grössere und kleinere Peloponnesse bildend, sehr bald in einer anderen Richtung zurück, ja öfter als einmal wendet er sich nach stundenlangem Laufe fast wieder an die alte Stelle hinan, wie z. B. zwischen Berncastel und dem betriebsamen und wohlhabenden Trarbach, oder ganz besonders bei den Ruinen des Klosters Marienburg, deren ansehnliche Höhen eine das Ersteligen überaus lohnende Aussicht auf das Moseltal gewähren.

Hierdurch entstehen nicht selten auf beiden Uferseiten der Krümmungen schnelle Wechsel der reizendsten Gegensätze: auf der einen Seite oft hoch aufsteigende Bergabhänge, von oben bis unten mit dunkeln Büschen bedeckt, oder vielfach terrassierte Felsgelände mit zahllosen Weingärten geschmückt, und dann und wann durch Kahlheit auf der Höhe nur noch mehr den Gegensatz der belebten unteren Talwand behebend, oder hinwärtens auf einem besonders schroffen Vorsprunge eine alte Burgruine — und auf der andern Seite eine flache Halbinsel mit grünen Wiesenplätzen, mit weidendem Vieh, mit kleinen Aeckern, und rings am Saume des niedrigen Flussufers die Flecken und Dörfer, nicht selten aus dem Verstecke von dichten Waldbuss- und Kastaniengärten freundlich hervorblickend.

Glückselig Völk! Wie herrlich lebt sich's hier
Auf dieser Landschaft seltsamsteren Bühnen,
Wo bald in schillernd schwarzer Blaus Der
Hochstammig dicke alte Wälder grünen,
Wo bald aufwärts fast in kaltem Graus
Die Felsensteppen, die stöhnend lächeln,
Wo bald, absteigend von der Hücheln Blaus
Wiesenberge, stillgepflegt, lockernartig ragen,
Und wo die Bäume in der warmen Ait
Obstbaumstämme Früchte tragen!

Durch solche Szenen zieht der weisse Fluss,
Mit Lust bisplaudernd lange weite Stunden,
Und wie er wunderbar antritt Kom um Kom,
Nicht wind es Fiedel und Bassen artig manchen,
Die nicht auf des Gipfels oft und staut,
Wie vielfach wunderbar er sich gewandt,
Und durch die Täler trübe Klänge raus;
Die sehr ihn tausend Maße leicht umschlingen,
Die sehr ihn immer gut und festgehangen,
Auf seiner First behafte Klüfte tragen.

(Wolgast Miller.)

Der erste Ort moselwärts, der die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt, ist **Winnigen**, wo der trefflichste Moselwein schier in Strömen fließt. Der Wandersmann, der hier, wie sich's gebührt, einen herzhaften Willkommen-Trunk tut, wird andern Morgens zu seiner Freude gewahr, dass der Moselwein zu den goldnen Beichvätern gehört, die keine schwere Basse auferlegen. Wer lieber mit dem Auge als mit der Zunge die Schönheit der Welt zu geniessen pflegt, wird in dem abertümlichen **Cobern** Halt machen, um zur Burgkapelle zum heil Matthias zu pilgern, die ein Wunder der Baukunst ist, in welchem romanischer Stil mit orientalischem überladener Zier einen seltsamen Ehelund eingegangen ist. An ein Wunder der Kriegsgeschichte gemahnen die beiden mächtigen Türme des verfallenen Schlosses Thuran, die den wohlerhaltenen alten Ort **Aiken** überragen.

In den Jahren 1246 bis 48 wurde diese Veste von kurtrierischen und kurkölnischen Truppen belagert. Besonders die letzteren waren keine Freunde der Entbehrungen des rauhen Kriegerlebens. Warum sollten sie dürsten inmitten des gesegneten Weinlandes. So begannen die Belagerer sich mehr mit dem Wein als mit der trotigen Burg zu beschäftigen. Und sie nahmen dieses Geschäft gar ernst . . .

Die Köcher saßen hoch beim Glas
Und klagen mit dem Becher,
Kein Schlüsselwort der Siegen war,
Ein Trübsal hoher Zeichen,
Verstehst du Herr der Pflanz stand
Wohlt auf den Zinnen von Thuran.

So stehen's steter Nacht die Nacht
Und Tag die Tag die Frühen,
Den Pflanz ward manch' Hoch gebracht,
Aerztet sie zu heilsamen;
„Zur Wohlheit, Herr von Pflanzland,
Gehet' das Wasser von Thuran!“

Ein gutes Jahr es lagen vor
Der Burg die Köcher Zeichen,
Und ich ersehnt es fast im Chor
Nein Klang der vollen Zeichen:
„Herrn, heuss, Herr Kommandant
Und stehet die Burg Thuran!“ . . .

(L. Weyden.)

Bald türmt sich ein Wall von leeren Weinfässern um die Burg Thuran. Und als man nachher den Konsum berechnete, fand sich, dass die tapferen Kriegsmänner nicht weniger denn dreitausend Fuder Wein getrunken hatten. Niemals wieder hat das Moseltal solche trinkfesten Männer beherbergt.

An dem anmutigen Brodenbach und Hatzesport vorüber gelangen wir nach **Moselkern**, in dessen Nähe in stillem Waldfrieden noch ein Stück unberührten Mittelalters sich erhalten hat: das märchenhafte Schloss Eitz, das von keiner zerstörenden Hand entweiht worden ist. Jahrhunderte lang ist an diesem entlegenen Waldschloss gebaut worden. Fast sieht es aus, als habe jede Generation der Burgherren das Schloss um ein paar neue Türmchen und Erker bereichert, so reich ist dieser Bau an allerlei Zieraten. Die alles verwandelnde Zeit hat dieses Schloss anscheinend ganz vergessen, und man wundert sich durchaus nicht, zu hören, dass es bis auf den heutigen Tag in der Hand ein und derselben gräflichen Familie geblieben ist. Nicht so glücklich ist die Burg Cochem; sie ist im Jahre 1994 von unseren getreuen Nachbarn hart mitgenommen. Indessen ist sie in neuerer Zeit wieder aufgerichtet worden und hält Wacht über das malerische Kreisstädtchen gleichen Namens, das sich eng an die Bergwand anschmiegt.

Mit ihrem mächtigen Warturm, ihren schlanken Mauertürmchen, ihren hübschen Erkern ist Cochem eine der schönsten und imposantesten Burgen des Moseltales. Das Städtchen zu ihren Füßen hat noch viel abfränkische Häuser und altmodische Leute, die mit manchem Schildbürgerstückchen genockt werden.

Uebrigens fühlen sich die Fremden hier in der Regel bald heimisch und „heimlich“ und die Moselreisenden machen hier gern ein paar Tage Rast.

In mein Flusken, wenn Lärchen dort,
Wie wähet ihr vergnügt, mühselich, trübselich!
Den lichten Wanderer grüsst Ort auf Ort,
Und jede Wohnung grüsst ihn selbstlich:
Wie gerne wähet er froh, wie ihr auch freudig:
Es liegt das ganze Tal so grün beschaulich,
Er blüht schon gestern und er blüht noch heute;
Auch morgen lübt es ihn noch zu hübsch,
Und heute er lübt, wie hat's der gestern:
Wie eine Wirt für die Tage zu vermieten!

(Wolgast Miller.)

Auf der Marienburg, zu der wir von Aik aus gelangen, erfreut sich der Wanderer des Anblicks einer doppelten Mosel. Mag er nach Osten oder nach Westen in die Täler hinabschauen, auf beiden Seiten erblickt er in der Tiefe ein Flussbett, und auch der fernste Horizont verrät nicht, dass es die Schlangenwindungen ein und desselben Flusses sind. Die Marienburg selbst ist architektonisch eine unbedeutende, wenn auch überaus romantische Ruine, aber um so grossartiger ist das landschaftliche Bild, das sie umgibt. In diesen stillen Tälern wohnt der Frieden, leuchtenden Perlen gleichen liebliche Dörfer, in das Grün der Matten gefasst, und die grünen Weiden wieder sind umgrenzt von dunkeln Waldungen, und durch dieses anmutvolle Gelände zieht sich der neckische Lauf der Mosel.

So ist die Marienburg eine der hervorragendsten Punkte des ganzen Moselgebiets. Nördlich von Aik in einem Nebental der Mosel ist gleichfalls ein vielbesuchter Ort gelegen: Bad **Bertrich** im Uessal. Die Landschaft trägt bereits ganz den vulkanischen Charakter der Eifel. Es finden sich in diesem „Mosel-Carlsbad“ warme alkalische Quellen, welche bereits von den baderkundigen Römern aufgesucht wurden. Um seiner wirksamen Heilbäder und Trinkbrunnen, sowie um seiner überaus anmutigen Lage willen, wird das kleine Bertrich, das ein idyllisches Karhaus besitzt, im Sommer von vielen Kurgästen aufgesucht, deren Zahl die der Eingeborenen oft um das Fünffache übertrifft.

In **Trarbach** treten wir in das Gebiet der Obermosel, wo ein weinberühmter Ort auf dem andern folgt. Trarbach selbst mit seinem auf der andern Seite des Flusses

gelegenen Schwesterort **Traben** gehört freilich noch nicht zur eigentlichen Wein-Aristokratie. Auch Zeltingens Adel ist noch nicht einwandfrei. Aber dann kommen die Grandseigneurs: Bernkastel, Josefshof, Graach, Grünhaus, Brauneberg, Ohligsberg, Flisport, nebst ihren hochgeborenen Anverwandten. Vom Bernkastler Doktor weiss Ludwig Braunfels ein hübsches Lied zu singen:

Der Ritter mit dem Bergkaps
Sitzt in dem tiefen Keller;
Er sticht sein bestes Oberton an
Bernkastler Muskateller.
„Herr Pater, Ihr sind wohl und krank,
So schaut nun, schaut von diesem Trank,
Das ist der beste Doktor!“

„Für Euren Wein sag' ich Euch Dank,
Wie soll' er heut mir manchen!
Mein guter Bischof sagt so krank,
Als könnt' er nie gesundem.
Er hat durch's Land umhergemacht
Wer ihm das beste Fieber kauft,
Das ist der beste Doktor.“

„Der Bischof ist ein besser Held!“
So ruf' der Ritter sagen,
„Hat sich bei Spandern auf dem Feld
Aus Feinden rausgeschlagen.
Ich will ihm zahlen seinen Dank,
Ich gib' ihm ein von diesem Trank,
Das ist der beste Doktor.“

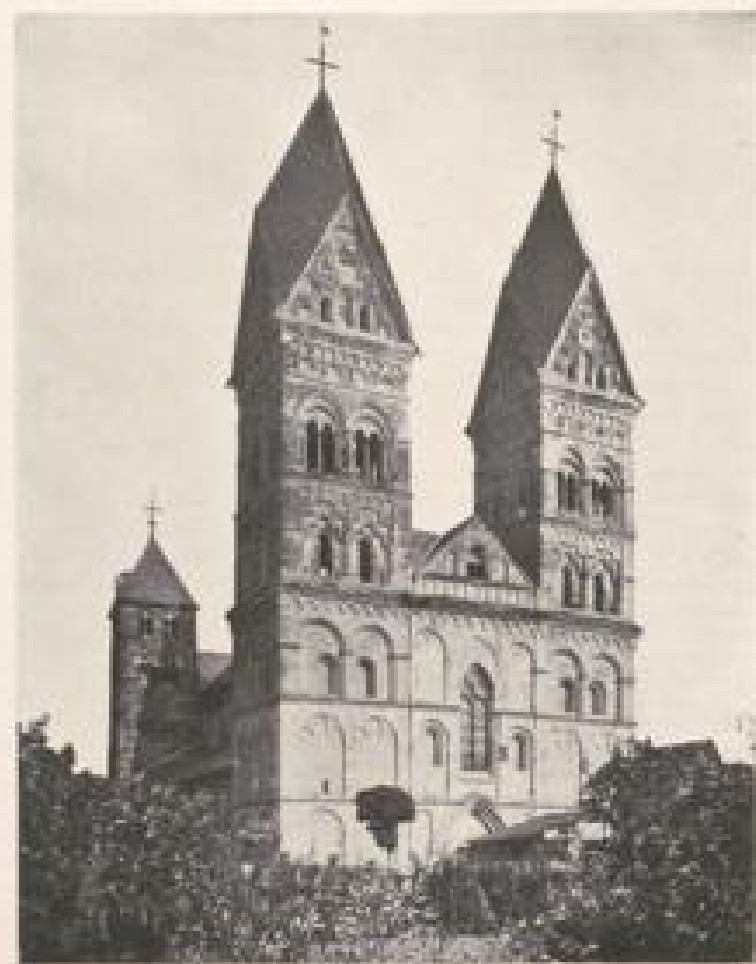
Noch einmal trinkt er's alle Nae
Mit glänzend frohen Blicken,
Dann hebt er das gewalt'ge Fass
Auf seinen breiten Rücken.
Er trägt's zum Bischof Schenkmal:
„Der Wein, der fließt aus diesem Spand,
Das ist der beste Doktor!“

Der Bischof hört's in gutem Mut,
Lässt die Arzney sich schmecken,
Das grosse Maßkrügel in
Den breiten Mund nicht absetzen;
Er nickt, er sag' er halt vom Spand:
„Der Wein, der Wein macht sich gesund,
Das ist der beste Doktor!“

Von haben unser Bischofs Kra
Viel Kranke nachprobiert,
Die stung Fass „Bernkastler“ aus
Hat jeder gleich kuriert.
Zapft an den besten Doktorwein:
Be kranken Brüder, schenkt Euch ein!
Das ist der beste Doktor!

Wer auf einem Moseldampfer von Trarbach kommend, kurz unterhalb der alten Moselbrücke mit ihren zweitausendjährigen Pfeilern den Boden **Triers** betritt, der mag wohl sein Haupt entlösen, denn sein Fuss steht auf der ältesten Kulturstätte des Vaterlandes. Hier hatten die Kelten bereits den Vorart eines mächtigen Gemeinwesens, als Cäsar im Jahre 56 v. Chr. siegreich in diese Gegenden vordrang. Trier wurde bald eine römische Stadt. Zu den Kastellen der Soldaten gewelben sich Villen und Gärten römischer Privatleute. Die Weinrebe wurde gepflanzt, Trier wurde die Hauptstadt des ganzen nördlichen Galliens, einer der wichtigsten Punkte des ganzen römischen Besitzes nördlich der Alpen.

Ja, es ist wiederholt kaiserliche Residenz gewesen, Constantin, Maximilian, Constantius und Valentinian hielten hier ihr Hoflager. Trier wurde das Rom des Nordens. Und alle Pracht und aller Reichtum römischer Kultur kam hier zur vollsten Entfaltung.



KIRCHE ZU ANDERNACH

gefügt hat und dann die — wenn auch durchaus nicht arme — Gegenwart dieser Stadt betrachtet, so möchte man wehmütig über den Wechsel aller menschlichen Dinge klagen. Aber wir denken alsdann an die Erfahrung, die der Landmann macht: nachdem der Acker jahraus, jahrein reiche Ernten gebracht hat, bedarf er der Ruhe, dass seine Lebenskräfte sich wieder sammeln. Auch diese Stadt ist einem fruchtbaren Acker vergleichbar, hier kehrte die Saat der Kultur, die in die deutschen Lande hineingetragen wurde, hier wurden die Samenkörner des christlichen Glaubens ausgestreut, als das übrige Deutschland noch zu Wotan und Thor betete; sollte dieser überschwinglich reiche Boden nicht eine Weile brach liegen dürfen, vielmehr brach liegen müssen, bis Trier berufen ist, aufs neue ein mächtiges

So kann Freiherr von Gagern mit Recht sagen, dass diese Gegenden „die einzigen auf deutschem Boden sind, wo die Gegenwart in der Vergleichung verliert, wo sonder Zweifel jene alte Pracht, Kultur, Zivilisation die unserige überweg.“ Keine Stadt Deutschlands und kaum eine andere Stadt des Abendlandes, ausser der ewigen Roma selbst, hat der Nachwelt grössere Reste des Altertums aufbewahrt als Trier. Porta nigra, Basilika, Römischer Kaiserpalast, Amphitheater, Römische Bäder, Dom, Liebfrauenkirche, nicht zu vergessen der kostbaren Altertümer des Provinzialmuseums — Welch unvergleichliche Reichtümer birgt diese Stadt in ihren Mauern. Welche ehrwürdige, Stein gewordene Geschichte schaut uns in diesen Strassen und Gassen entgegen.

Bauerwerk sagen rings noch kolossal
Und gehen Zeugnis von den alten Tagen;
Chor-Paläste starrten grau und kalt,
Nicht konnte Zerstörung sie ganz ausschlagen.
Die Säulen stehn durch's schwarze Röhren,
Ich sehe noch die Wasserleitung sagen,
Die dunkeln Götter heben sich erheben,
Ich höre von den prächt'gen Bädern sagen
Und von Theater, das der Mut erheben
Zum heissen Kampf der Tiere auf der Wagen!

Zwei munde Nacht wuchs höher bald bemal,
An der lebendigen dämmrigen
So Zeit, wie Völler, doch im Jahreslauf
Ist schön und frisch die Moselbucht geblieben,
Das Mittelalter hat mit seiner Schritt
Hier manche Marke Millenat eingeschrieben.
Denn Baumgestirn treuen Aug' ich
Die eine deutsche Kirche wieder Glücken;
Nur wenn zum alten Kelt die Nachen schiff,
Scherst du Felder, Lichtman zu verrücken!

(Wolfgang Müller)

Wenn man tagelang staunend und sinnend umhergewandelt ist und unser Geist die Moselstücke aus der Vorzeit Triers zu einem geordneten Gemälde zusammen-



ANDERNACH

Emporium der deutschen Kultur zu werden). Wir kehren nach Koblenz, der Moselstadt, zurück, die wir nun aber wieder als Rheinstadt begrüßen wollen.

Mit einem der hübschen kleinen Dampfer fahren wir nach **Vallendar** hinüber, das einen bemerkenswerten Dam und einige albertinische Häuser in der Nähe des Marktplatzes aufzuweisen hat. Gegenüber dem freundlichen Schloßchen Schönbühl ist eine romantische Klosterkirche gelegen; in diesem Kloster soll, so will es die Sage durchaus, Katharina v. Bora, Martin Luthers spätere Gemahlin, als Nonne gelebt haben. Es ist unerfindlich, wie diese Sage entstehen konnte. Schöner sind die grossartigen DEster'schen Anlagen; hier soll Goethe sein liebliches Lied vom Heidenroslein gedichtet haben; das alte Städtchen wird von einem silberhellten Bach durchflossen; Kriegsleute, die daraus trinken, sind nach der Volksmeinung gegen feindliche Kugeln gefeit. Heute dient dieses wunderwürdige Wasser profanen Zwecken, indem es grosse Wäschereien speist und dem Linnen einen besonderen Glanz verleiht. Von Vallendar führt uns die Bahn über Engers (mit einem anscheinlichen Schloß) nach **Neuwied**. Der Name deutet schon an, dass es keine alte Stadt ist, die wir betreten. Ungefähr 1½ Stunden nordöstlich von Neuwied ist der Ort **Altewied** gelegen, die alte Stammburg der Fürsten von Wied. Vor etwa 250 Jahren verlegte diese fürstliche Familie ihre Residenz aus dem Seitental des Rheins an dessen Ufer. So entstand Neuwied seit dem Jahre des Westfälischen Friedens oder, nach anderen Berichten, seit dem Jahre 1653. Es ist somit eine der jüngsten Städte am Rhein. Was Neuwied zu einer anscheinlichen, grossen und blühenden Stadt gemacht hat, ist etwas, was vor zwei bis drei Jahrhunderten noch selten im deutschen Vaterlande zu finden war: die religiöse Duldsamkeit. Wenn auch Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Grosse Kurfürst, der eigentliche Begründer des modernen Toleranzstaates gewesen ist, so gehörte dem Grafen Friedrich von Wied-Neuwied der Ruhm, im Geiste seines grossen Zeitgenossen am Rhein ein kleines, aber im Sinne der Toleranz vorbildliches Gemeinwesen geschaffen zu haben. Er lud jedermann ein, sich zu Neuwied niederzulassen „ohne Unterschied der Religion und ohne einen Pfennig zu zahlen.“ Zu der Steuerfreiheit auf zehn Jahre kam noch die unentgeltliche Ueberlassung eines Grundstücks zur Erhaltung eines Hauses. So wurde Neuwied denn bald ein Sammelplatz fleissiger biederer Leute, die froh waren, hier ungestört auf ihre Weise Gott verehren zu dürfen. Arbeitsame, stille Menschen, heimlose verschüchterte Israeliten, katholische, kalvinische und lutherische Christen, später die phantastischen Inspirierten und noch später vor allem die Angehörigen der Herrnhuter Brüdergemeinde — alle fanden zu Neuwied eine freundliche, duldsame, neue Heimat. Und alle diese verschiedenen Gruppen haben mit der Zeit gelernt, aneinander die Duldsamkeit zu üben, die sie selbst gefunden hatten. Unter den Nachfolgern des weisen Begründers der Stadt ragt besonders der weitschauende Graf Alexander, der Schrecken seiner pedantischen Beamten, hervor. Er begann im Jahre 1757 den Bau des herrlichen Lustschlosses Monrepos bei Neuwied, war aber auch darauf bedacht, allzeit ein Mehrer der Stadt zu sein. Zu diesem Zwecke veranstaltete Sorensimus eine Häuserlotterie. Sie bestand darin, dass er im Schwarzwalde Häuser nach seinem Plane zimmern liess. Sie wurden auf Rheinflüssen nach Neuwied gebracht, dort aufgeschlagen und wohnlich ausgebaut. So entstanden neue Strassen von gleichartigen, wohnlichen Häusern, denen aber die Bewohner fehlten. Um diese zu gewinnen, musste jeder Anzuehende, jeder sich „setzende“ junge Bürger eine Anzahl von Lösen nehmen, deren Treffer — neue Häuser waren, die auf solche Weise um den billigen Preis weniger Taler gewonnen wurden. Da ereigneten sich denn manche seltsamen Umstände, und es kam vor, dass ein junger Bürger mehrere Häuser gewann. Natürlich waren es nicht immer die edelsten Elemente der Nation, die sich durch solche Vergünstigungen anlocken liessen, sondern auch mancher Glücksritter gürte seine Lenden und zog nach Neuwied. Aber der Tüchtigkeit der Neuwieder Bürgerschaft hat solcher Zuzug nicht Abbruch tun können. Und in allen Stürmen der Zeit, in Kriegs- und Wassernot hat Neuwieds Frieden und Wohlstand sich erfolgreich zu behaupten vermocht.

Wer heute die Stadt besucht und nicht gerade von einem lebenswürdigen Consuetudin oder Nichtchen aus einem der vielen Pensionate gütlich in Anspruch ge-

nommen wird, der wird vielleicht nach einer Promenade durch den schönen Schlosspark Gelegenheit suchen, in die weltlichen und geistlichen Unternehmungen der Brüdergemeinde einen Einblick zu erhalten. Nicht ohne Bewegung wird er dem angenehm schlichten Gottesdienst dieser in „Chöre“ eingeteilten Gemeinde beiwohnen.

Schräg gegenüber von Neuwied ist **Andernach** gelegen. Nach der neuzeitlichen Stadt, in der ein starker Zug pennsylvanischen Geistes weht, das alte Andernach mit seinem verwitterten Wartturm, seinen mittelalterlichen Stadtmauern und seiner kaum durchbrochenen Glaubenseinheit — wach ein Gegensatz! Andernach ist eine Stadt von einer reich bewegten Vergangenheit.

„Wir hören von Andernacher Befestigungen und Andernacher Schlachten, soweit die Annalen der Geschichte reichen“ — bemerkt J. G. Köhl, der ausgezeichnete Kenner des rheinischen Bodens und seiner Geschichte. „Die Römer hatten hier ihren Stations- und Lagerplatz Antoniacum. Wir sehen hier bald niederrheinische, bald oberrheinische Völker erscheinen und mit den Römern kämpfen. Manche alemannisch-fränkische Schlachten, Vorkämpfer der grossen Schlacht von Zülpich, mögen hier ebenfalls ausgefochten worden sein. Im Mittelalter liess sich eine ganze Reihenfolge von Schlachten bei Andernach nachweisen. 678 wurde hier Karl der Kahle von Ludwig dem Jüngeren von Deutschland besetzt; 100 Jahre nachher (930) der Herzog Giselaert von Lothringen mit dem Herzoge Eberhard von Franken von Kaiser Otto dem Grossen; zwei Jahrhunderte nachher (1112) der Kaiser Heinrich V. von den Sachsen und dem Erzbischof Friedrich von Köln. Auch der südliche Kaiser Philipp focht hier (1199) gegen die Bundesgenossen seines norddeutschen Gegenkaisers Otto. Als später in der Neuzeit die Kriege der Deutschen mit den Franzosen begannen, wurde auch Andernach wieder von unseren westlichen Feinden besetzt. Turanne liess hier 1672 eine Brücke schlagen und ging hier über den Rhein, wie es einst auch Cäsar getan haben soll. Und 1688 verüsteten die Franzosen diesen Punkt als einen deutschen auf ähnliche Weise, wie ihn einst die Deutschen verüstert hatten, da er ein römisches Besitztum war. Auch im XVIII. Jahrhundert (z. B. 1702) hat Andernach zuweilen seine alte militärische Bedeutung offenbart.“

Diese Kriegszeit haben sich denn auch zu Andernach ihre Gedenksteine errichtet, wehmütige Ruinen, halbverfallene Mauern. Nur die Pfarrkirche, ein spätromanischer Bau, dessen Chor wahrscheinlich noch aus der Karolingerzeit herüberraht, hat dem Wechsel der Zeiten Trotz geboten, als wollte sie sagen: Die Dinge der Ewigkeit sind erhaben über Werden und Vergehen des Irdischen.

Wie oft sind des Rheines Fluten von Kämpfen gerötet worden, wie oft mag sich hier aufgetürmt haben, was das Schwert getötet —

Die aber, heiterer Stern, in Deiner Fülle,
Des Weils segnet, wo verbei ein Fluss,
Dein Ufer trägt ew'ge Schönheit Heile,
Lies nur der Mensch die Fülle, die ihm spriess,
Und wärs nicht, was ihm der Mal verflüss,
Mit einem Hades schauer Sichel nies,
Wie wärs die Flu sich durch das Tal ergies!
Nack nicht der Himmel auf die Erde nies!
Als Lette gessam Dich mit Recht die Stages Liede.

Auf der rechten Seite des Rheines tritt gleich hinter Andernach ein steller, mächtiger Berg an den Fluss heran, auf dessen Gipfel, fast einem Aschenstuflein vergleichbar, die geringen Ueberreste einer einst hoch berühmten Burg ruhen: Ruine Hammerstein. Diese Burg ist mit dem tragischen Geschick Kaiser Heinrich IV. eng verflochten. Es war im Jahre 1105, so erzählt uns Bernard in seinen Rheinromanen, als der große Burgvogt im trauten Burggemache sass. Neben ihm zur Linken stand an dem hohen, massiven Sorgenstuhle von durch die Zeit dunkel gewordenem Eichenholze sein altes, trones Schwert, während zur Rechten eine edle Fanglogge sass, die ihren Kopf auf den Schoss ihres Herrn gelogt hatte. Vor dem heiteren Alten, dessen Augen ernstfreundlich aus dem wettergebleichten Gesichte blickten und durch die grauen Augen-



APOLLINARISKIRCHE

und bekümmert fragten sie nach der Ursache seiner Betrübniß. „Ich habe euch ja,“ so luth der Burgherr an, „Ihr lieben Mädchen, aber, warum sollt ich's verschweigen, noch einmal so froh wäre ich, wenn ihr Wamsor statt Röcke trüget und das Schwert schwinget statt der Spindel. Ja, hätte ich nur einen Sohn und euch, ich wäre der glücklichste Vater.“ — „Und wer hindert dich, es zu sein?“ sprach sanft die Brause zu dem Greise, indem sie ihre feine Hand auf die schwollige Faust des Vorfinstorers legte. Der Greis blickte auf in die traulichen und mit liebevollem Ernste auf ihm ruhenden sanften Augen der lieblichen Jungfrau, und wie im Aerger über sich selbst schlug er sich seufzend vor die Stirn und entgegnete: „Haat Recht, Mädchen, Torheit ist's sich hinaus zu sehnen, wenn das Hans bestellt ist, wie das meine. Ich will nich auch nicht mehr darüber grünnen, es hilft ja doch nichts.“ — „Wart, Väterchen, ich lasse mir ein Wams machen, nehme einen Spiess und werde ein Junker. Du sollst deine Freude an mir erleben!“ neckte der muntere Blondkopf. „Des Abends nehme ich die Zither, ziehe vor der Liebsten Fenster und lispel mit zarten Tönen ein Ständchen.“ Munter trällerte sie hierauf ein neckisches Liedchen, bob leise und anmutig das Kleid ein wenig auf und tanzte im Gemach umher mit einem solchen Ernste, dass man sie unwillkürlich horren musste, wenn man sie sah! Plötzlich jedoch blieb sie lauschend stehen, denn von unten hallten einige heftige, dumpfe Schläge herauf. Die Dögge fuhr auf und schritt mit kurzem Knurren und abgestossenen Lauten an die Tür, um dort zu schnoborn. „Zwei Pilger, welche Einlass begehren, harren aussen,“ rapportierte alshald ein Knecht. — „Laust sie herein und führt sie hierher. Hier soll niemand ohne Horberge und einen Nachtrank vorübergehen, so lange ich selbst noch einen Becher Wein im Keller habe.“ Der Knecht trat ab, und bald hörte man den Riegel zurückschieben und die Einlasspforten öffnen. Stimmen murmelten, Schritte kamen näher und bald darauf traten zwei Pilger in das Gemach. Der eine war ein jüngerer Mann, der andere ein älterer Greis.

brauen und kurzen, graun Haare noch freundlicher erschienen, stand auf dem schweren Tische eine blinkende Kanne voll des edlen Rheinweines, während zwei liebliche Mädchengestalten, wie Genieen des Glückes und der Zufriedenheit, mit kindlicher Liebe ihn zu erheitern strebten. Aber seltsam, beim Anschauen seiner blühenden Tochter bog ein leiser Schatten über das Antlitz des Alten. Seinen Kindern entging dies nicht,



DER LAACHER SEE

aus der zu unserer Linken bald hervortretende Felsenkopf, einst ein Feuer-schlund, der seine glühende Lava bis an das Ufer des Stromes hinausschleuderte. In das „vulkanische Rheinland“, das hier hart an den Strom herantritt, führt uns eine Wanderung durch das Biedtal. Bei Bredl, dem am Bergeshang sich ausbreitenden freundlichen Dorfe, beginnt der Marsch, zu dem man sich am besten

Freundlich war der Vogt ihnen entgegengetreten, doch als er näher kam und in das von Leiden durchfurchte Antlitz des Greises sah, der eben seine Kappe zurückgeschlagen hatte, da sank er mit dem Ausrufe: „Mein Kaiser und Waffenherr!“ vor ihm auf die Knie.

„Ja, ja,“ sprach Kaiser Heinrich IV., der aus der Haft entflohen war, in welcher sein Sohn, auf den Rat der christlichen Erzbischofe hin, ihn gehalten hatte, „Ich bin es, treuer Waffenfrend, und komme als Flüchtling, von dir ein Obdach zu erbitten.“ „Als Flüchtling?“ rief voll schmerzlichen Stammens der Vogt. „Als Flüchtling?“ bestätigte Heinrich IV. „Ein schlimmer Feind von mir hat selbst den schwachen Greis zu beschimpfen gewagt und ihn verräterisch gefangen gesetzt.“

„Ha! wer ist der Schändliche, der solcher Freveltat sich vormessen darf an seinem großen Kaiser und Herrn?“ rief empört der biedergerüstete Ritter, indem seine Rechte das Schwert suchte und Kampflust ihm aus den Augen glühte. — „Mein Sohn ist es, mein eigener Sohn,“ wimmerte der arme Vater, indem er das Gesicht in seine Hände vergrub und bittere Tränen vergoss. „Der Sohn,“ stammelte zurücktaumelnd und mit Schauder der Vogt, an dessen Seiten sich die ebenfalls weinenden Mädchen drängten. — „Dankt Gott, dass ihr keinen Sohn habt, wackerer Freund, und dass die zarte Sittigkeit der Mädchen euer Alter erheitert. O, wie gerne tauschte ich mit euch, beneidenswerter Mann!“

Kaiser Heinrich IV. blieb einige Tage bei seinem Waffengefährten auf Hammerstein und wurde dann von letzterem gegen Köln hin geleitet, wo andere Getreue den schwerbeladigten Kaiser empfingen. Der Gram und die schmerzlichen Erfahrungen, welche er an den Fürsten machen musste, die die Stirn hatten, darüber noch zu triumphieren, dass er vor dem Papste um Gnade betteln musste, stürzten ihn bald nachher in das Grab. Die Reichskrone aber nebst den kaiserlichen Insignien wurden auf der Feste Hammerstein aufbewahrt, bis Heinrich V. diese Kleinodien in seinen Besitz brachte.

Wir sind leicht geneigt, dem zwieträchtigen Geschlechte der Menschen den Frieden der Natur als einen Spiegel vorzuhalten. Aber auch die Natur ist oft der Schauplatz gewaltigster Katastrophen. Daran erinnert



ABTEI MARIA LAACH

mit einem undurchlässigen Starlmantel ausrüstet. Denn eine Welt von Staub tut sich hier vor dem erstaunten Auge auf, Staub, wohin man tritt, Staub, wohin man sieht. Hier sind wir in des heiligen römischen Reiches Staubecke; selbst der Gelehrte, der bekanntlich den Staub als die Patina des Studierzimmers in Ehren hält, ist betroffen über die unergründliche Fülle des Staubes, den der Kobaltosen der Zeit in Jahrhunderten hier zusammengelagert hat. Aber trotz des staubigen Elements wird auch die gestrenge Herrin des Hauses mit innigem Vergnügen auf den sandigen Pfaden zur Seite des lüftigen Brodtbaches das Tal hinaufwandern. Aus oft wunderbarlich gestalteten Gruben wird der Tuffstein gewonnen, der, in Trassmühlen verarbeitet, vornehmlich bei Wasserbauten gern verwertetes Material gibt. In den Mühlen wird der Trass wie Mehl in Säcken verpackt, und man sieht zahlreiche schwer beladene Karren diese Säcke das Brodtal hinabschaffen. Je höher in dem sich stark verengenden Tale wir steigen, um so mehr nähern wir uns den bewaldeten Höhen, die das Brodtal umgeben. An der Schweppenburg vorüber, kommen wir in das hübsche Miniatur-Bad Törnstein, dessen heilkräftige Quellen bereits vor zwei Jahrhunderten geschätzt wurden. Das Wasser in dieser Gegend ist übrigens vielfach in dem Masse mit Kohlensäure gesättigt, dass nicht selten in Brausen, die man am Wege findet, die Kohlensäure perlend aufsteigt.

Hinter Wassernach gelangen wir in herrliche Buchenwäldchen, und wenn wir aus ihnen heraustreten, liegt vor uns einer der herrlichsten Bergseen der Welt: der Laacher See.

Schau dich ins Tal! Wir sind am Laacher See,
Ob rings die Höhe noch grüne Wälder krönt:
Hier wohnt ein tiefes, innerliches Weh,
Klaglos lebst du durch die Buchen thron.
Man sagt, dass er vor Zeit ein Kaiser war,
Froh' er die Höhe hin mit grünen Sphären:
Jetzt liegt er still, tiefblau, durchlöcherig, klar,
Das hohe Schilf umflutet rings das Ufer,
Und drüher fließt der Wasserregal Schar.
Ein heiser Hauch ist hier der stürz'nde Hauch,
Es blüht in ruhiger Beschaulichkeit
Das weisse Kloster durch die grünen Schichten:
Die Kirche, welche ein Jahrtausend weilt,
Ragt viel grösser in einem stillen Lichte;
Der Glockenschall klingt nicht ins Land hinaus,
Der weisse Ton verhallt in nahe Klüften.
Flechte, hier haud ein frischeses Haus,
We schmerzbedrückter mit der Welt gekrochen:
Hier sitzen wohl die heilige Geist sich an,
Wo lobten fromm stets die Natur gepriesen!

(Wolfgang Müller.)

In der Tat, es ist ein gewaltig ergreifender Anblick, diese feierlich stille, weit-entlegene Benediktiner-Abtei mit ihrer wunderbar schönen, stillen, romanischen Kirche an dem geheimnisvollen, unergründlich tiefen See. Fürwahr eine Stätte innerlichster Befragung und seelischer Erhebung, ein wehewoller Andachtsort.

Setzen wir von Brodt aus unsere Rheinfahrt fort, so grüssen uns nach kurzer Fahrt zwei Burgen: zur Linken Schloss Rheineck auf waldiger Höhe, einst der Mittelpunkt einer mächtigen Burggrafschaft, und zur Rechten Schloss Arenfels; auf einem weintraukten Hügel frei und sonnig gelegen. Auch die Burgherrn von Schloss Arenfels huldigten vor Zeiten einmal dem Branche, von den des Weges kommenden und rheinfahrenden Kaufleuten Zölle zu erheben. Die reiche Kaufmannschaft von Köln, die „Innung der Kaufleute allda“, führten hierüber bei dem dortigen Erzbischof Beschwerde, und dieser wandte sich mit „hütterer Beschwerde“ an den Lehnherrn der Burg, den mächtigen Erzbischof von Trier, Kuno von Falkenstein. Dies bot dem kriegstüchtigen Kirchenfürsten Anlass zu einer Strafexpedition. In der Limburger Chronik findet sich eine ungemein charakteristische Schilderung dieses wehrhaften, kraftvollen Erzbischofs in der urwüchsig treuherrigen Sprache jener Tage.

„Es war Herr Chuno,“ so heisst es in der Chronik, „ein herrlicher, starker man, woll proportionirt von Leib und gross von allen Gliedern; er hatte ein grosses Haupt mit einem strauben, weiten und brunen Crullen (lockigem Haupthaar), ein breit Angesicht mit passenden Backen, ein scharf männliches Gesicht, einen bescheiden Mundt, die Gläffern etlichermassen dicke, die Nase breitt, mit geronnenen Naselöchern, die Nase was in der Mitte niedergedrückt, mit einem grossen Kinne, mit einer hohen Stirn; er hatte auch eine grosse Brust und seine Augen rothfarbig. Er stand auf seinen Beinen wie ein leuwe und hatte gutlich Geberde gegen seine guten Freunde und gegen seine unterthanen. Wenn er aber zornig was, dann schüttelten und pussen ihm die Backen, es stunde ihm wehslich und herrlich woll an.“

Wenn man solche Schilderungen markigen, trotigen Ritters tums liest, kommen einem Byrons herrliche Gesänge in Erinnerung:

Auf diesen Bann und in diesen Wäldern,
Da thron' die Macht und wilde Leidenschaft,
Der Burgers hoch in weissen Sand die Felle
Und raste mit der gleichen Lust und Kraft
Wie jense Becken, die fast mitleidhaft.
Was begehrt sie, um als Dorn zu gelten
Und gross zu sein im Reich der Wissenschaft?
Nur weissen Mann und Größe, die sie weiden:
Denn ihre Tapferkeit, ihr Sinn war der von Helten.

Der nächste Ort, der an das Ufer des Stromes herantritt, ist das freundliche Städtchen **Linz**, das noch heute Stadtmauern und Türme aus seiner rühmlichen Vergangenheit besitzt.

Inmitten des stillen, ruhigen Ortes ist die romanische St. Martinskirche gelegen, deren Inneres das Auge des Kunstfreundes entzückt. In den Blättern der Linzer Stadtgeschichte nimmt eine eigenartige Fehde einen erheblichen Raum ein, die Fehde zwischen den Bürgern von Andernach und Linz. Es wird den Linzern vorgeworfen, dass sie in einem Kriege des kölnischen Erzbischofs Ruprecht von der Pfalz, ihre alten Bundesgenossen, die Andernacher, im ersten Schlafe überfallen und viele von ihnen getötet hätten. Die Andernacher sprechen seitdem von Linzer „Totschlägern“ und die Linzer von Andernacher „Stobenschläfern“. So erzählt Karl Simrock, und er setzt hinzu: „Bis auf unsere Tage heirateten die Einwohner beider Städte nicht untereinander.“ Aber die Zeit heilt viele Wunden. Und in unseren so gar aufgeklärten Zeitaltern wird eine schmachtende, braunäugige Andernacher Maid die Hand eines schmucken, jungen Barachen schwerlich darum abweisen, wolle in der Vater Tagen zwischen Linz und Andernach bitterböse Fehde geherrscht hat. Linz gegenüber, zwischen Sinzig und Remagen, ergiesst die schmachtige Ahr ihre Wellen in den weiten Rheinstrom. Der schmale Fluss in dem breiten Bett schlurrt in sommerlichen Tagen an einen kleinen Knirps, der in Vaters Wasserstiefeln einherschreitet. Aber der kleine Fant kann zum Riesen werden, wenn im Frühling der Schnee in den Bergen schmilzt. Zwei mächtige Basaltkegel erhoben sich zur Rechten und zur Linken des kleinen Flusses; zu den Füssen des Letzteren, der von Trümmern einer alten Burg gekrönt ist, liegt das freundliche Bad **Neuenahr**, eines der besuchtesten Bäder Deutschlands. Ein grossartig eingerichtete und glänzend ausgestattete Badehaus bietet den Badegästen eine ausgezeichnete Unterkunft. Die Heilkraft der Quellen, die erst in neuerer Zeit erschlossen worden sind, wird ungemein hoch geschätzt. Jahr aus, Jahr ein werden Neuenahes Heilquellen unzähligen Patienten, die allen frohe Gäste an der Tafel des Lebens gewesen sind, zum rechten Jungbörn. Auch Neuenahes Umgebung mit ihrer stillen Anmut bietet allen müden Nerven erquickendes Labsal. — Die nächste Stadt ahraufwärts ist **Ahrweiler**, das noch von altem Mauerwerk umgeben ist und eine bedeutsame und reich geschichtliche Vergangenheit hat. Auch diese Stadt weist noch die Wunden auf, die französische Barbarei den Rheinländern einst geschlagen hat. Auf Ahrweiler folgt **Walporzheim**, alwo der hochberühmte, feurige Walporzheimer, ein Burgunder Kind, seinen Stammsitz hat. Immer erklüfteter wird nun die Landschaft, das Tal wird zu

einer Schlucht, an deren Seiten phantastisch gebildete Felsmassen aufragen. Die wunderlichsten dieser Felskuliszen, eine steil emporragende schwarze Klippe, trägt den Namen der „bunten Kuh“. Bald grüssen alte Burgen droben auf dem Berge, bald weidet sich unser Blick an den grünen Matten, durch die der kleine Fluss seine klaren, plätschernden Wellen dahinrauschen lässt. So gelangen wir auf den amnützigsten Wegen nach **Altenahr**, dem kleinen Flecken mit der grossartigsten Landschaft des Ahrials. Hoch über „ein Meer seltsam gestalteter Berggipfel“ hebt sich der Fels, den die Ruine der Burg Altenahr krönt.

Hoch auf der alten Ahrling wohnt die Götter,
 Wo untenmal der Fluss die Augen schauten,
 So muss er sich im Schlangenhaare drehen,
 Kann wagt die dem ermannen Blick zu wehren,
 So sieht die äusserstlich und wild
 Die Felskissen sich im Dunkel haufen,
 Der Berg war jede Klippe hier ein Schild,
 Abgahn' Klüffeln, dunkel aufgerissen,
 Sind Götter ihr; doch wanniges Gefühl
 Muss rings da in der ersten Landschaft weilen!

(Wolfgang Müller.)

Bereits im X. Jahrhundert soll die Burg mit mächtigen Türmen hier gestanden haben. Sie ist lange der alte Gradensitz des Ahrgaues gewesen. Im ausgehenden Mittelalter kam sie in Besitz des Erzbischofs von Köln, und zu Zeiten galt sie für eine der bedeutendsten Burgen des Kölnischen Kurfürstentums. Ihr Ruhm nahm ein schmerzliches Ende, als unter Ludwig XIV., dem „allerchristlichsten König“, die französische Soldateska die blühenden Gebilde der rheinischen Kultur mit den Hufen ihrer Rosse zerstämpfte.

Ueber Altenahr hinaus gelangen wir bald in die Eifel, der Rhein indessen ruft uns zurück. Wir verlassen seine Gestade bei der Mündung der Ahr. Zur Rechten der Mündung ist **Sinzig** gelegen, freilich noch eine halbe Stunde bis zum Rhein, den in grauer Vorzeit die Fluten der jugendkräftigen Ahr sowohl nach rechts gedrängt haben. Sinzig ist durchaus nicht ein Städtchen, wie alle andern auch sind, sondern es

hat eine ehrwürdige Vergangenheit hinter sich. In diesen Stadtmauern, die noch heute zum Teil vorhanden sind, hat sich eine reiche Geschichte abgespielt. Vermutlich haben die Römer den Ort schon gekannt.

Später, um die Mitte des VIII. Jahrhunderts, erhob sich hier eine fränkische Königsburg. Diese Burg hat manchen hohen Gast gesehen. Kaiser Friedrich Barbarossa hat hier wiederholt gewohnt. Im Jahre 1330 wurde Sinzig von Ludwig dem Bayern an den Markgrafen Wilhelm von Jülich verpfändet. Und so sind die Bürger Sinzigs in die

Kriege ihrer Herren hineingezogen worden und haben manche Kriegenot durchkosten müssen. Den schönsten Schmuck der Stadt bildet die ungemein anmutige Pfarrkirche im späromanischen Stile, die, auf einer Anhöhe gelegen, zum Rhein hinüberschaut.



DER ROLANDECK

Auf der nördlichen Seite der Ahrmündung liegt **Remagen**, von dem man mit Sicherheit weiss, dass es zur Römerzeit bereits bestanden hat. Im Laufe der Jahrhunderte ist die Stadt oft eine Schicksalsgenossin Sinzigs gewesen. Erst unter preussischer Herrschaft ist sie wieder, wie einst im frühen Mittelalter, zu einer ruhigen und stetigen Entwicklung gelangt. Was in neuerer Zeit den Ruhm des alten Rigomagus aller Welt verkündet, ist die unvergleichlich schöne Apollinariskirche. Ehedem stand hier eine Wallfahrtskirche, die das Haupt des heiligen Apollinaris, des mächtigen Bischofs von Ravenna, als kostbarem Schatz hütete. Reinhold von Dassel, Erzbischof von Köln, so erzählt die Legende, hatte von Friedrich Barbarossa diese Reliquie zum Geschenk erhalten und gedachte, sie nach Köln zu bringen, wo sie im Reliquienschrein des Domes neben den gleichzeitig empfangenen Häuptern der heiligen drei Könige ruhen sollte. Als aber das Schiff, auf welchem der Erzbischof mit seinem Gefolge diese Reliquien nach Köln überführen wollte, an dem heutigen Apollinarisberge vorüberfuhr, wurde es durch unsichtbare Mächte gewaltsam in seiner Fahrt gehemmt und liess sich erst von dem Strom talwärts treiben, nachdem das verehrungswürdige Haupt des heiligen Apollinaris in der Bergkapelle heilgesetzt war. Die heutige Apollinariskirche, von dem Kölner Dombaumeister Zwirner im Jahre 1839 erbaut, ist ein göttlicher, viertürmiger Wunderbau von reizvoller Zierlichkeit. Das Innere dieses Gotteshauses ist das Entzücken eines farbenfrohen Auges. Die grossartigen Freskengemälde Düssel-dorfer Meister, die den herrlichen Schmuck der Wände bilden, gehören zu dem Ausgezeichnetsten, was die religiöse Malerei der neueren Zeit geschaffen hat.

Der Dampfer führt uns von Remagen nach Unkel, berühmt wegen seiner herrlichen Aussicht auf das Siebengebirge. Noch einige Minuten und wir stehen zu **Rolandseck** an den Pfosten des rheinischen Paradieses. Hier geht sogar unserem getreuen Eckart an Reisen, dem Doktor der Reisekunst Baedeker, das Herz auf. „Es entfaltet sich hier eine Landschaft“, schreibt er, „welcher an Mannigfaltigkeit und Erlaubenheit keine am Rhein gleichkommt. Jeder Sonnenstand, jede vorüberziehende Wolkenmasse gibt diesem reizenden Bilde eine andere Färbung.“ K. Simrock sagt, diese Gegend von Unkel bis Bonn finde in Deutschland nicht ihresgleichen, sie werde in Italien nur durch den Golf von Neapel überboten. Kollbach preist gleichfalls das wunderherrliche Panorama von Rolandseck als eines der schönsten der Welt.

Ja, Rolandseck ist unter allen Punkten am ganzen Rhein vielleicht derjenige, welcher das herrlichste Landschaftsbild zur Anschauung bringt. Auch an dieser Stelle erscheint der Rhein wie in eine Talmulde gebannt; seine Fluten fliessen gestaut mit breitem Spiegel hindurch. Die schönen mit Gartenland und Häfen geschmückten Inseln tauchen prächtig aus der durchsichtigen Flut, auf der sich der Widerschein der hohen Baumwipfel und des stillen Klosters von Nonnenwerth hell und klar abzeichnen. Schon von fernher sieht man hier die zahlreichen Fahrzeuge heranziehen; schmucke Dampfboote voll fröhlicher Menschen, gewaltige Schloppdampfer mit schwerem Anhang. Dann wieder gleiten vereinzelte Segelboote mit hohen Masten flussabwärts und verlieren sich still und feierlich in der Weite.

Die Ufer zur Rechten des Stromes bieten das Bild höchster Anmut, reichsten Anbaues und einer bescheiden angewendeten Kunst, welche die Schönheit der Natur nur erhöht. Herrliche Parkanlagen sieht man dort, mit zahlreichen fremdländischen Baumformen, welche der Landschaft einen seltsamen, fast stülpischen Charakter verleihen. Saubere Landhäuser oder anspruchsvollere Villen erheben sich aus diesen Anlagen und lassen nur hier und da die geraden Linien der Strassen und Bahnen hervorblicken, auf denen beständig ein reger Verkehr stattfindet, der aber hier durchaus nicht unangenehm auffällt, sondern sich unter der überwiegenden Naturfülle dieses glücklichen Striches verbirgt. Und um diesen wundervollen Talgrund, auf dem Geschichte und Sage so reiche Erinnerungen wecken, gruppiert sich ein Bergland von unerreichbarer Schönheit. Die schlichten Umrisse des Siebengebirges sind hier allerwärts von den edlen und stolzen Formen vulkanischer Erhebungen überragt. Der Blick von Rolandseck auf das Siebengebirge und die vereinzelten Kegel des Westerwaldes zeigt uns eine so edle Gestaltung des Berglandes, so kühne Formen der Umrisse, wie sie kaum ein anderer



ROLANDSECK, SONNENWERTH UND DAS SEIBENGERBIRGE



HONNEF AM RHEIN

Ort im weiten deutschen Lande aufzuweisen hat. . . Unvergesslich ist mir einer jener Sommerabende, an denen wir als fröhliche Bonner Studenten auf der Terrasse des Bahnrestaurants zu Rolandseck bei den Klängen einer trefflichen Kapelle eine würdige Bowle zu schlürfen pflegten. Der Sonnenuntergang vergoldete das herrliche Panorama:

Der Sonnenabend lagert still das Land
Mit seinen heßigen, brennendsten Glanz.

Die Musik verstaumte eine Weile, das mantere Geplauder schwieg. Wir hatten uns erhoben, die Erhabenheit der Natur war überwältigend. Still stand ein jeder da. Eine seltsame wehmütige Ergriffenheit bemächtigte sich der Herzen. Im Geiste entlössen wir das Haupt. Es war der Tempel Gottes, wo unser Fuß stand, und die Seele vorrichtete ihre wortlose Andacht. Eine Weile hatten wir so gestanden, als ein alter Herr mit wallendem schneeweißem Haar an uns herantrat und mit bewegter Stimme, durch die ein leises Zittern hindurchklang, sprach: „Ja, meine Herren, wunderbar ist dieses gesegnete Stück Erde. Ich habe in meinem langen Leben die schönsten Punkte der alten und der neuen Welt gesehen, aber das köstlichste Paradies auf Erden ist diese Landschaft hier.“

Über Rolandseck wollen wir aber den Rolandsbogen nicht vergessen. Dieser auf Freiligraths Anregung wieder aufgebaute einsam ragende Fensterbogen ist der Rest der alten Rolandsburg, die bereits von den Söldnertruppen Karls des Kühnen von Burgund völlig zerstört worden ist. Die Sage macht Roland, den reißigen Recken, den Paladin Karls des Grossen, zum Erbauer der Burg. Als er auf Spaniens Gefilden für seinen Kaiser kämpfte, gelangte an seine Braut, die schöne Hildegund, die Botschaft, ihr Liebster sei im Tal von Roncesval gefallen. In ihrem untröstlichen Schmerze nahm die getreue Braut den Schleier und trat in das zu den Füßen der Burg auf der Rheininsel Nonnenwerth gelegene Frauenkloster ein. Als nun Roland heimkehrte, hat der verunsamte Mann droben auf seiner Burg in Trauer um sein zerstörtes Liebesglück seine Tage dahingebracht.

Und segnet das Kloster achts Hildegund,
So wirt' ich mich hier auf dem Stein
Und schau' erlösbare zum Tode wand
Hinab auf das Kloster im Rhein.

Im Kloster betete Hildegund,
Held Roland nun auf dem Stein
Und schau' erlösbare zum Tode wand
Hinab auf das Kloster im Rhein.

(K. Staud.)

Rolandseck gegenüber liegt das weitgestreckte **Honnef**, die herrliche Gartenstadt, durch sorglich schirmende, grüne Berge vor jedem raschen Luftzug geschützt, mit einem überaus milden, heißen Klima, als ob der blaue Himmel Italiens über diesem schönen Fleckchen Erde lächle. Und noch ein freundlicher Ort ruft uns seine Grüsse zu — **Rhöndorf**, in dessen altem Kirchlein der letzte Ritter vom Drachenfels seine letzte

Ruhe hält; dann kommen wir in **Königswinter**, der gastlichen Vorhalle des Siebengebirges, an. Wir gedenken in diesen Strassen und Gassen, die zur Sommerzeit von Fremden bevölkert sind, zuerst pietätvoll eines Mannes, dem seine Mitbürger hier dankbar ein Denkmal gesetzt haben, des Rheinland-Poeten Wolfgang Müller.

Hier laßt sich schweigen sitzen und allein,
Ergeben ganz dem eigenen Gedanken!
Hier ist er nicht, der göttig grüne Rhein,
Hier steht ich noch wie Herrscher unter Schönen,
Hier sang die Mutter mir die Wägenlieder . . .

So grüsst der Dichter, aus der Fremde heimkehrend, seine liebe Vaterstadt. Und er gibt seiner Wolmut tiefgreifenden Ausdruck, die uns alle bewegt, wenn wir in reifen Jahren die geliebte Stätte unserer Kindheit wieder betreten — als Fremde.

Wenn wir Königswinter durchpaert haben, liegt das reizvolle Siebengebirge vor unserem Auge. Gleich natürlichen Burgen und Wächtern der Zugänge aus dem weiten Niederrhein zum engen Mittelrhein, als welche sie denn auch zur Zeit der römischen Imperatoren und später von den Kölner Erzbischöfen und von anderen Mächtigen benutzt und besetzt worden sind, ragen die vulkanischen Kegel dieses merkwürdigen Gebirges schroff empor und erscheinen, obwohl nur zwischen 325 und 464 Meter über dem Meer, in sehr dominierender Stellung zum Rhein. Man hat kein zweites Beispiel, wo auf dem verhältnismässig kleinen Raum von einer Quadratmeile sich so hohe und steile Basaltkegel zusammendrängen. Sieben Berge ragen als die gewichtigsten Häupter hervor. Vier derselben treten nahe an den Rhein heran: Der Drachenfels, der die steils Bildung und die charaktervollste Physiognomie hat, und dessen Haupt mit einer Krone geschmückt ist; der Petersberg, der auf seinem breiten Rücken eine Kapelle des heiligen Petrus trägt; die Wolkenberg, die als eine Träumerin um ihren irdischen Besitz, eine alte Feste, gekommen ist; der Hirschberg, der weniger um seiner selbst willen als seiner schönen Aussicht wegen hoch in Ehren steht. Drei Bergespitzen bilden die hintere Reihe: der Oelberg, der höchste Gipfel des Gebirges, die Löwenburg, auf deren Spitze sich eine uralte Ringmauer befindet, und der Lehrberg.

Zuerst ist es der Drachenfels, zu dem der Wanderer seine Schritte lenkt:

Vom Drachenfels die steile Flanz
Schaut über auf den Varr-Rhein,
Sein Wasser braunt in heisse Ritz
An Ufern hin, wo wächst der Wein,
An Hängen, reich von Blüthenkränzen,
An Felsen, voll von gelbem Korn,
An Stätten, die sich Birt besinnen,
So leuchtend wie ein gelbes Horn.

(Lud. Hess.)

Ehe wir auf die Höhe gelangen, führt uns der Weg an dem stolzen, fast prunkvollen Schlosse Drachenburg vorbei, das im Jahre 1883 erbaut worden ist. Mit diesem Bau fügt sich die kraftvolle Gegenwart geschmackvoll und würdig in den alten, ehrwürdigen geschichtlichen Rahmen ein, der diese Landschaft umgibt. Wenn wir weiter hinauf gelangt sind, kommen wir an ungeheuren Steinbrüchen vorbei. Vielleicht sind eben hier die Steine gebrochen worden, aus denen der Kölner Dom erbaut worden ist. Bald sehen wir das im grössten Stile eingerichtete Gasthaus vor uns, wo das vortreffliche „Drachentblat“ kredenzt wird, und wo in vergangenen Tagen der allen Rheinreisenden wohlbekannte „Sänger vom Drachenfels“, ein echter Barde mit markigem Bass und leuchtendem Auge, seine fröhlichen Rheinlieder schmetternd ertönen liess. Noch wenige

Schritte, so befinden wir uns auf der Spitze der Berge, zu den Füßen der Burgmauer. Man nennt als den Erbauer der Burg den Erzbischof Friedrich I. von Köln; später wurde die Burg von den Erzbischöfen einem Burggrafen zu Lehn gegeben, dessen Nachkommen zu Reichtum und Macht gelangt sind. Aber in der Mitte des XVI. Jahrhunderts erlosch das Geschlecht der Burggrafen. Die Burg wechselte oft ihren Herrn und hatte nun mancherlei Wechselfälle in kriegerischen Zeiten zu erleiden. So haben auch die Stürme des dreißigjährigen Krieges die Mauern der Drachenburg umstos. Im Jahre 1642 liess der Erzbischof Ferdinand sie schließen, ihre Reste aber wurden erst von den Franzosen in dem unheilvollen Jahre 1689 gesprengt. Das ist die kurze und nüchterne Geschichte der Burg auf dem Drachenfels. Um so poetischer ist der Sagenkranz, mit dem das Volk den Drachenfels geschmückt hat.

Da ist zuerst die Mär von der Jungfrau am Drachenfels, die Aug. Kopisch in schmucke Verse gebracht hat.

In Können wachen wir dich eh,
Der Drache Opfer maust du sein,
Du dich liegt mancher Held sehen an,
Von Zerstörung sind viel Blumen an,
„Du Christenjungfrau bist zu schön,
Denn wusst am Drachenfels du schön?“

Der Drach' aus seiner Höhle kam,
Ein Kesseltun von der Brust er kam,
Der Drache sah's — da sah er fort
Und sah zum letzten Hellenen,
„Die Helden kamen von, Weit und Fern,
Daf' kam aus Köhlen an?“

Da lagen alle drei Kain,
Die schöne Jungfrau maust sie.

Eine andere Sage ist die von Siegfried dem Drachentöter. Als Siegfried, der junge Held, von Nanten den Rhein hinaufzog, kam er mitternachts in den Wald, der die Kuppen des Siebengebirges bedeckte. Von dem Drachen, die hier hausten, wusste der Jüngling nichts. Im Dickicht fand er eine menschliche Behausung. Es war ein Waffenschmied, der für die Ritter die Schwerter und Speere machte zum Waffenspiel und edlen Weidwerk. „Nimm mich zu deinem Gesellen!“ sprach Siegfried zu dem Meister. Da lachte der Waffenschmied des jungen Fantes, dem kaum der Bart auf der Lippe spross. Zornig braut Siegfried auf. „Gib mir deinen schweren Hammer!“ Der Meister reichte ihm den Hammer und legte eine glühende Eisenstange auf den Amboss. „Nun schlag zu, mein Hölchen!“ Und Jungsiegfried schlug zu. Und er schlug mit solcher Wucht, dass die Stangen in Stücke zerschlugen



RUINE GODESBERG



DER DRACHENSBERG

wurden und der Amboss tief in die Erde drang. Darob erschrak der Meister mit seinen Gesellen nicht wenig. Und sie berieten, wie sie sich den jungen Helden entledigen könnten. Arglistig sprach der Meister zu ihm: „Unsere Köhlen sind auf der Höhe. Zieh' ihn, Siegfried, wo auf der Höhe, die jäh abfällt zum Rheine, die uralten Stämme stehen; da

falle und brenne uns Köhlen!“ Damit meinte er aber die Stelle, wo der Drache hauste, von dem sie aber Jungsiegfried nichts sagte. Gehorsam der Weisung des Meisters nahm Siegfried die Axt, die er selber geschmiedet und die nur er allein schwingen konnte, und als Schürbaum eine mächtige Eisenstange; er ging wohlgenut der Stelle zu und begann die Bäume zu fällen, setzte



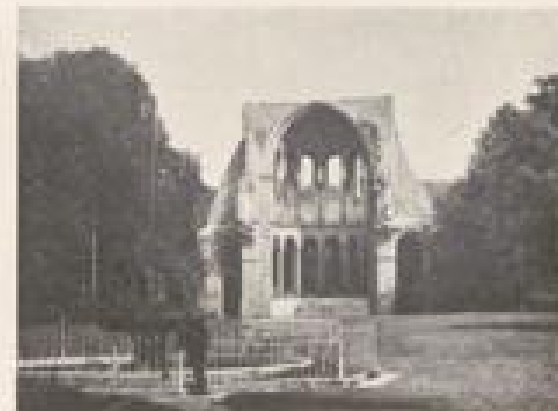
DER DRACHENBURG

gerte, und traf das Untier auf den Kopf, dass es sich taumelnd und blutend an der Erde wand. Und als es sich in furchtbarem Grimm wieder erheben wollte, da fielen Siegfrieds Streiche so wuchtig und hageldicht, dass das Untier sich im Tode abtand streckte und ein Bach schwarzen Blutes aus seinem Rachen rann. Pötzlich flog ein goldschimmernd Vögelein über Jungsiegfrieds Haupt hin, das sang:

„Jünger Rache hat,
Willst du können sein,
Tausch' deine Lutz in das Blut hinein!“

Das wiederholte, das wundersame Vögelein oft und flatterte dabei um Siegfrieds Kopf herum, als wollte es ihn inständig bitten, nach seinem Liedlein zu tun. Siegfried erkannte, dass das etwas zu bedeuten habe und tat, wie das Vögelein gesungen, und bestrich sich überall an seinem ganzen Leibe mit dem Blute des Lindwurms, und von da an war seine Haut hornern und er unverwundbar am ganzen Leibe.

Wer die ganze Poesie des Siebengebirges kennen lernen will, der muss einmal seine Nachtruhe zum Opfer bringen und frühmorgens, eh die Hähne krähen, sich auf die Wanderschaft begeben, um einen Sonnenaufgang auf der Spitze des Oelberges zu erleben. Wie feierlich wird uns zu Mut, wenn während des Aufstiegs auf den waldigen Berg die Vögelein erwachen. Zuerst sind es vereinzelte, schüchterne Stimmen, die den nahenden Morgen grüssen. Neue Stimmen gesellen sich dazu, und bald ist es ein vielstimmiger Chor; stärker, immer stärker wird der Gesang, bis der ganze Wald ein Singen, ein Flöten, ein Zeltschern ist. Endlich nach ermüdender Wanderung gelangen wir auf dem Gipfel an. Der Himmel trägt noch die harte Färbung der Nacht. Obwohl wir uns in der wärmsten Zeit des Sommers befinden, herrscht hier oben eine sehr empfindliche Kälte. Da rötet sich der Himmel im Osten, das zarte Rot der Morgenröte



CHÖRKÜHSE HINSTEDEBACH

den gewaltigen Meiler, gab ihm den Mantel von Rasen und zündete ihn an. Dann legte er sich nieder zu wohlverdienter Rast. Kaum aber wollte sich sein Auge schliessen, da hörte er, wie die Steine den Berg herabstürzten; da vernahm er, wie das Gezweige krachte; da hörte er das greuliche Schreien des Lindwurms. Voller Gier nahm dieser sich Siegfrieds Ruhestätte. Kaum aber hatte Jungsiegfried das Ungeheuer erblickt, so sprang er auf, ergriff die schwere Eisenstange, schwang sie, als wär's eine Haselgerte, und traf das Untier auf den Kopf, dass es sich taumelnd und blutend an

zucht herauf. Bald wird der feurige Sonnenball sichtbar, der junge Tag ist geboren. Der erste Strahl der Sonne fällt in dankbare Menschenherden. Erschütternd schön ist das Bild, das sich vor uns aufthut; wir halten den Atem an, um die Heiligkeit des Augenblicks nicht zu stören. Das weisse Nebelmeer drünten zu unseren Füßen zerteilt sich, und unüberschraute Weiten werden sichtbar. Von der Eifel bis zum Taunus, von der Mosel bis zur Lahn wandert unser Auge. Einen schmalen Silberstreifen erkennen wir als die Sieg; wir sind überrascht, den Rheinstrom in so vielfachen Windungen zu finden.

Am Fusse des Oelberges steht ein Gasthaus, dessen Besitzer auch in frühester Morgenstunde dem Wanderer gern eine warme Tasse Kaffee bereitet. Selten wird einem ein Täseln des braunen Trankes besser munden, als wenn man nach einer Sonnenaufgangsfahrt vom Oelberg herniedergestiegen ist.

Vom Oelberg aus besuchen wir die alte Clarenkloster-Abtei Heisterbach mit ihrer weitberühmten Klosterruine. Die alte Abteikirche, die im Anfang des XIII. Jahrhunderts erbaut wurde, gehörte einst zu den schönsten Bauten des Rheins. Wohlhabende Reste der Kirche hatten sich bis in den Anfang des XIX. Jahrhunderts hindurch gerettet. Da hat man in dieser überklugen, pietätlosen Zeit mit den Ruinen nichts Besseres zu tun gewusst, als dass man sie auf Abbruch verkaufte. Ein günstiges Geschick fügte es, dass ein kunstsonniger Fürst, der Graf zu Lippe, wenigstens den Chorschluss mit seinen zierlichen Basaltsteinen in seinen Besitz bringen und verhindern konnte, dass aus dem kunstvoll gehauenen Stein Ziegenställe gebaut wurden. An die Klosterruine knüpft sich eine heilsinnige Sage, deren Entstehung man wohl begreifen mag, wenn man unter den mächtigen Buchen, nahe der Abtei, sinnend dahinschreitet.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandel in des Gartens grünem Ort:
Der Engelstanz ist tief und still er saß,
Und sprach dabei in Gottes heiligem Wort.

Er sprach, was Petrus der Apostel sprach:
„Denn Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag“ —
Doch wie er sprach, so wird ihm sinnes klar.

Und er verlor sich zusehend in den Wald:
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht, —
Eist wie die traurige Vogelscheuche schallt,
Gedankt es ihm der strengsten Klosterpflicht.

Im Lauf verlor er des Gartens schneid,
Die Unbekannte öffnet ihm das Thor.
Er starrt, — doch sich, schon glänzt die Kirche hell,
Und dann erheit der Brüder lustiger Chor.

Nach seinem Stuhle stand er mit er ein,
Doch wunderbar, ein Andre starrt dort;
Er erschlickt die Mönche junge Reife:
Nur Unbekannte steht er an Ort.

Der Stummstübe wird angestarrt (fragen,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Bilde;
Er sagt's, die rufen: man sprach's Heiligem:
„Tausend Jahre sind ihm wie ein Tag?“

„Der letzte diesen Namen“ ihm er laut,
„Es war ein Zweifel und verkehrte im Welt,
Man hat den Namen letztere nicht verkannt“ —
Er hört das Wort, er überhört ihn nicht.

Er kommt aus des Abts, und nennt ihn Jahr:
Man stimmt des Abts Klosterbuch zur Hand,
Da wird ein grosses Getöse wieder klar:
Er ist's, die drei Jahrhunderte verkehrte.

Der Schrecken blüht ihm, plötzlich graut sein Haat,
Er sieht dahin, ihn starrt dessen Laß,
Und sterbend ruhet er seine Brüder Schatz:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit.“

Was er verhält, macht nur ein Wander klar,
Denn grüßelt nicht, denkt seinen Schicksal nach!
Ich weiß: ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.“

(Wolg, Müll.)

Von Heisterbach führt der Weg nach Oberdellendorf; von hier aus setzen wir mit der Fähre nach **Rüingsdorf** über, von wo wir in wenigen Minuten nach **Godesberg** gelangen, mit der alten Burgruine gleichen Namens.

Im Angesichte des schönen Siebengebirges, so heit Ortel seine begeisterte Schilderung dieses schönen, friedvollen Ortes an, im Angesichte des Rheines, der mit Sied seiner Flut vorüberwälzt, die zögernd wellen möchte da, wo es so schön ist; im Angesichte der Burg Rolandseck und ihrer Ruinen, von Bergen rings in weitem Umkreise umgeben, erhebt sich, vortrotend aus der Berge Kranz, eine vereinzelt Höhe, auf deren Stirne die schönen Ruinen der Burg Godesberg sich ausbreiten. Reich an einer entzückenden Aussicht, fesselt sie auf weithin das Auge, und wer Bonns reizende Umgebung gesehen und genossen haben will, der muss vom Godesberg aus das Randgemälde geschaut haben, wenn die Abendsonne ihr Gold und ihren Purpur darüber

ausgegossen hat; dann schimmert diese herrliche Landschaft mit ihrem romantischen Schmucke in einem Glanze der Verklärung, den der Beschauer schwerlich je wieder vergisst. Die Höhe, auf welcher Godesberg thronet, liegt etwa 270 Fuss über der mittleren Höhe des Rheines, und Trachyt und Grauwacke sind die Bestandteile derselben. Zur Seite der Burg und teilweise im Vordergrund liegt, an das Gebirge gelehnt und von ihm liebevoll gegen scharfe Winde geschützt, der herrliche Ort mit dem nahe Mineralbrunnen, der Dräischer Quelle, am Eingang in das Gudener Tal.

Ein warmer, ich möchte sagen, südlicher Hauch ruht über der Landschaft, vor der, gegen den Rhein hin, sich die Ebene ausbreitet, und eine hebbliche, reine Luft atmet die Brust mit Behagen! Ein schönes Fleckchen Erde zum abendlichen Ausruhen für einen Greis kenne ich nicht. Wohl dem, dem es beschieden!

Mit den Jahren ist Godesberg freilich vornehmer geworden, es wird von vermögenden rheinischen Familien, die sich hier ein Tusculum geschaffen haben, ungewöhnlicher architektonischer und gärtnerischer Luxus entfalt. Neben prächtigen Bauten aber schauen immer wieder aus grünen Gärten schlichtere Häuser hervor, in deren einsamer Stille ein großer Gelehrter seiner wohlverdienten Muse pflegt, oder eine würdige Dame junge Mädchen für den Eintritt in die Gesellschaft vorbereitet.

Die Burg Godesberg wurde im Jahre 1210 durch den Erzbischof Theodorich von Köln erbaut, nachdem eine Kapelle, die dem Erzengel Michael geweiht war und die seit uralten Zeiten den Platz auf der Spitze des Berges behauptet hatte, von ihm niedergelegt worden war. Das Volk erblickte darin eine Kränkung des Heiligen und wunderte sich nicht, dass der Burgherr bald von schweren Schicksalen betroffen wurde. Lange Zeit war die Burg eine der festesten Burgen der Kölner Erzbischöfe. Bald diente sie den geistlichen Fürsten als Zufluchtsort, wenn die Kölner Bürger sich ihres kurfürstlichen Herrn entledigen wollten, bald fanden in ihren Mauern rauschende Prunkgelage statt, wenn ein lebensfroher Rheinländer auf kurfürstlichem Stuhle sass, bald wurde sie verpfändet, wenn es den Erzbischöfen an Geld gebrach. Verhängnisvoll wurde für die Burg der Uebertritt des Erzbischofs Gerhard II. von Köln zum Protestantismus. Obwohl sich die Besatzung mit heldenmüthiger Tapferkeit wehrte, fiel die Burg im Dezember 1583 in die Hand der Truppen des Kurfürsten Ernst von Bayern. Die Burg wurde zerstört und blieb fortan eine Ruine.

Von Godesberg führt uns ein hübscher Spaziergang unter den schattenspendenden Obstbäumen der Bonn-Koblenzer Landstrasse nach **Bonn**.

Der Rhein hatte hier zur Zeit der Römer, so behauptet uns Köhl, eine andere Beschaffenheit. Es zweigte sich ein Arm von seiner Hauptmasse ab, der eine Insel bildete, und ohne Zweifel war diese Insel und Flussarmbildung die erste Veranlassung zu einer menschlichen Ansiedlung an dieser Stelle. Es ist sehr wahrscheinlich, dass nicht Drusus erst die günstige Lage von Bonn entdeckte. Wir wissen von Cäsar, dass die germanischen Uferbewohner, die Ubier, schon damals Schiffe hatten und den Rhein befuhren. Es mag hier also schon bei Drusus' Ankunft eine Ueberfahrt und vermutlich auch ein Ort gewesen sein, der die Römer herbeizog. Drusus soll dann hier zuerst mit einer römischen Armee über den Rhein gegangen sein, dasselbst auch eine Brücke gebaut, und Bonn als römisches Castrum eingerichtet haben. An derselben Stelle hat Karl der Grosse den Rhein überschritten. Wie Karl der Grosse hier oft ans Land stieg, wenn er von Ingelheim nach Aachen zog, so pflegten später die vom Oberrhein herabfahrenden deutschen Kaiser auf ihrem Krönungszug nach Aachen in Bonn das Schiff zu verlassen, und von hier auf dem Landweg zur Krönungsstadt weiter zu ziehen. Köln trägt zwar den Namen der „Jülichen“ Stadt, aber die Kölner kurfürstlichen Heeren waren dort durchaus nicht immer auf Rosen gebettet. Sie haben es deshalb zu Zeiten vorgezogen, ausserhalb der Mauern Kölns zu residieren, und ihre Wahl fiel auf Bonn, die nahe gelegene uralte Stadt mit der herrlichen Umgebung. Als bischöfliche Residenz ist Bonn eine blühende Stadt geworden.

Drei Belagerungen hat Bonn durchgemacht, und die Kugeln haben seiner nicht geschont. — Bei einer dieser Belagerungen hat es — so bemerkt K. Simrock, der mit Stolz Bonn seine Vaterstadt nennt — die Ehre gehabt, von dem ersten Könige von